

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 21

Artikel: Das Plakat
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-606611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS PLAKAT

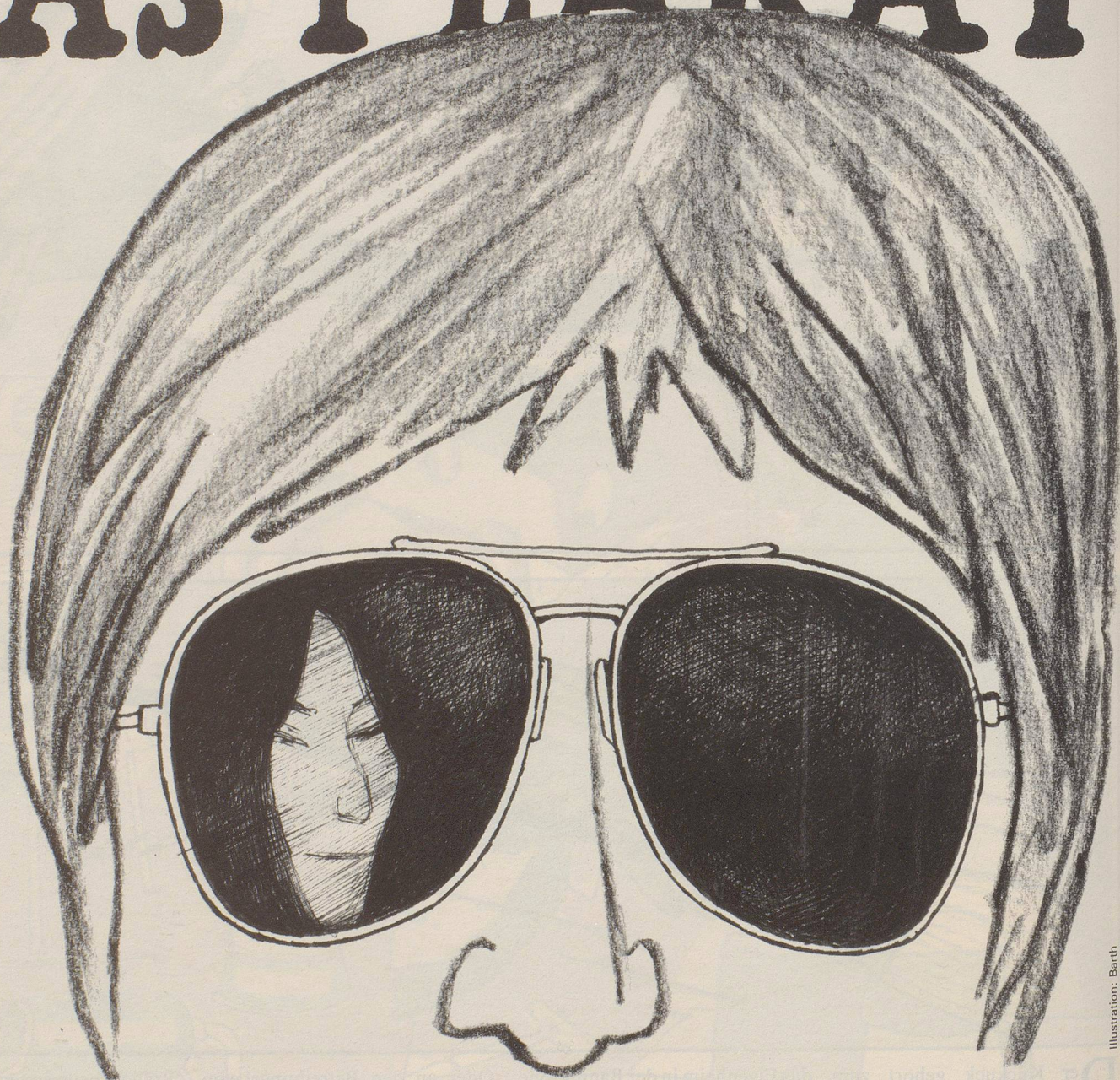


Illustration: Barth

Nichtsahnend ging er durch die Strassen. Fragte ihn später jemand danach, so antwortete er jedesmal: Ich war in Gedanken versunken. Und das war die Wahrheit. Freilich erinnerte er sich nicht, woran er derart angestrengt gedacht hatte, er

Von René Regenass

wusste nicht einmal mehr, ob an etwas Privates oder Geschäftliches. Aber das alles spielte nun wohl keine Rolle mehr.

Niemand wollte mir glauben, also soll jeder von mir glauben, was er will. So etwa lautete seine Auskunft, wenn ihn wieder einmal jemand aushorchte, oder genauer: verhörte.

Die Angelegenheit hatte längst eine Eigengesetzlichkeit erlangt, der er machtlos und hilflos ausge-

liefert war. Bald überall, auf den verschiedensten Ämtern und selbstverständlich bei allen Polizeidienststellen, war er registriert. Dass er überhaupt noch frei herumlaufen konnte, hatte er seinem Anwalt zu verdanken und seinem guten Leumund, den er mittlerweile allerdings auch losgeworden war.

Dabei begann alles harmlos, lächerlich harmlos sogar. Er hatte sich schon immer geschämt, seine Beweggründe offenzulegen. Das süffisante Lächeln seines jeweiligen Befragers hatte er satt. Nur wenn die Situation für ihn allzu bedrohlich wurde, bequemte er sich, die «ganze Geschichte», wie er sich ausdrückte, zu erzählen.

Und jetzt war einmal mehr dieser Augenblick gekommen.

Das Schreiben lag zu Hause auf seinem Tisch. Eine Vorladung. Wohl oder übel musste er ihr Folge leisten. Doch diesmal wollte er die Sache nicht aus dem Gedächtnis heraus schildern. Jeder Widerspruch zu einer seiner früheren Aussagen wurde sofort zu seinen Ungunsten interpretiert. Da konnte er sich lange auf die Zeit berufen, die seither vergangen war.

Die Geschichte klebte an ihm wie Teer an den Schuhen. Wahrscheinlich müsste er sich bis zu seinem Tod damit herumschlagen, sofern die andern nicht endlich Ruhe gaben.

Also, was war denn passiert? Was hatte sich ereignet? Überhaupt nichts Aufregendes. Er war ein normaler Bürger der

Stadt gewesen, in der er aufgewachsen war, wo er sein Brot als Angestellter eines Versicherungsunternehmens verdiente.

In seiner Jugend hatte er sich – wer nicht, wenn ich fragen darf? – mit den Beatles befasst, er war ein Fan, wie man heute sagt. Er kaufte sich sämtliche Schallplatten, die auf den Markt kamen, hörte am Radio jedes Konzert, das übertragen wurde, las jeden Bericht, der über die Beatles erschien. Nur eines blieb ihm nie vergönnt: Sie einmal in Wirklichkeit zu erleben, ein Konzert zu besuchen. Live, das wäre sein Traum gewesen, war es eigentlich heute noch; doch das musste nun ein unerfüllbarer Wunsch bleiben.

Zu Hause hingen die Wände voll von Photos, die er aus Illu-

strierten herausgeschnitten hatte, oder waren mit Posters bedeckt. Sehr zum Ärger der Hausmeisterin, die um die schöne Tapete bangte, wie sie sagte. (Die Tapete war jedoch alles andere als schön und neu schon gar nicht.) Das war das erstemal, dass er wegen seiner Begeisterung für die Beatles in Schwierigkeiten geriet. Doch sie waren gering, verglichen mit dem, was noch folgen sollte.

Auch seine Frisur, die er den Pilzköpfen aus Liverpool nachgeahmt hatte, brachte ihm einiges an abfälligen Bemerkungen. Er nahm es gelassen, selbst wenn die Situation hin und wieder bereits bedrohlich wurde: Ein Vorgesetzter beschwerte sich bei der Direktion, und er musste antreten. Ein solcher Haarschnitt, sagte der Personalchef, der sich zuletzt mit der Angelegenheit befasste, gehört nicht zu einem seriösen Menschen. (Oder sagte er: zu einem anständigen Menschen?) Vor allem nicht in eine Firma mit regem Kundenverkehr. Die Leute könnten sich dadurch auf eine unangenehme Weise berührt fühlen. Und so weiter.

Er liess sich aber nicht klein-kriegen. Allerdings musste sich zum erstenmal jemand anders für ihn einsetzen, das war der Personalverband. Und auch dort waren die Meinungen geteilt, schliesslich einigte man sich auf einen Kompromiss und gütlich: Er stutze seine Haare ein wenig zurück, so dass die Ohrklappen sichtbar blieben.

Die Lage änderte sich, als plötzlich die Langhaarigen im Stadtbild auftauchten. Nun war seine Frisur wieder harmlos, geradezu ein Vorbild an Tugendhaftigkeit. Er wurde sogar vom selben Personalchef, der ihn gemassregelt hatte, gelobt.

Für ihn kam eine Phase der äusseren Ruhe. Niemand mehr sprach ihn herausfordernd und hämisch auf seinen Beatles-Kult an, wie Banausen seine Hingabe beschrieben; ungestört konnte er sich zu Hause die Musik seiner Gruppe anhören, ohne befürchten zu müssen, ein Nachbar lausche und beschwere sich nachher. Die Beatles-Platten waren sozusagen zu Klassikern der Moderne geworden.

Ein schmerzlicher Einschnitt in seine Begeisterung und mithin in sein Leben war die Nachricht, dass sich die Beatles als Gruppe aufgelöst hätten. Das war für ihn ein schwarzer Tag, Wochen und Monate war er bedrückt, niedergeschlagen. Aber was half es, er musste das Unabänderliche akzeptieren. Nach und nach verschwanden die ein-

zelnen Bandmitglieder, tauchten unter im Privatleben, die Schlagzeilen, womit sie einst bedacht worden waren, wurden seltener und seltener.

Er kam sich verloren vor, sein Leben erschien ihm leer, ohne Sinn und Inhalt. Mit um so grösserer Heftigkeit klammerte er sich an seine Schätze: die Photos, Posters und die Schallplatten, die schon eine Rarität waren.

Da entdeckte er, unversehens sozusagen, John Lennon wieder in den Medien. Doch sie waren ihm nicht gewogen. Die Heirat mit der Japanerin Yoko Ono und ihr Hochzeitshappening für Love and Peace wurde bestenfalls belächelt. Das war im Jahr 1969. Bald darauf beschäftigte sich das FBI mit den beiden, wollte sie ausser Landes schaffen. Und 1980 erschoss dann ein Wahnsinniger John Lennon.

Unfassbar war das für ihn. Er getraute sich jedoch nicht, seine Trauer öffentlich zu zeigen, vor allem nicht im Geschäft. Er war nun in einem Alter, wo ein solches Verhalten nicht nur Unverständnis hervorgerufen hätte, man hätte ihn möglicherweise an einen Psychiater verwiesen. So liess er es dabei bewenden, in seiner Wohnung ein Bild mit John Lennon schwarz zu umranden.

Noch ahnte er nicht, was für Komplikationen und Schikanen auf ihn warteten.

Es kam der Tag, an dem er, wie bereits festgehalten, in Gedanken versunken durch die Strassen ging. Als er eine Kreuzung überqueren wollte, musste er gezwungenermassen aufblicken. Und da geschah es: Er sah das Plakat, das Bildnis von Yoko Ono. Er blieb davor stehen, las, was darunter geschrieben stand. Nur mit Mühe unterdrückte er einen Freudenschrei: Yoko Ono kam in die Stadt!

Er kaufte sich eine Zeitung, um mehr zu erfahren.

Ihm wurde fast schwarz vor den Augen, zwei-, dreimal las er die Überschrift: «Die kreischende Witwe tritt auf.» Er war empört, wütend. Obwohl er Yoko Ono noch nie hatte singen hören, empfand er es als Beleidigung des verstorbenen Lennon und auch als persönliche Kränkung. Er setzte sich hin und schrieb dem Redaktor einen geharnischten Brief, schrieb in seinem Zorn und Eifer, dass er ihn als Schmierer und üblen Denunzianten betrachte.

Das brachte ihm umgehend eine Klage wegen Verleumdung ein.

Jetzt ging die «Geschichte» los. Auch er konsultierte einen Anwalt, klagte seinerseits auf

Verleumdung. Wie immer vor Gericht, wenn es sich um einen Zivilprozess handelt, ging die Prozessiererei nach etlichen Verhandlungen und Monaten mit einem Vergleich zu Ende.

Der Redaktor nahm seine Beleidigung zurück, musste aber den Widerruf nicht publizieren, die Gerichtskosten wurden hälftig geteilt.

Nun war er, und das hatte er leider nicht bedacht, nicht nur in den Akten des Gerichts vermerkt, sondern auch bei andern Amtsstellen, in zahlreichen Computern. Er war das, was man «aktenkundig» nennt. Ein Makel, so oder so.

Wenn schon, sagte er sich, dann doppeln wir nach.

Er wollte mit Yoko Ono persönlich sprechen, nach ihrem Konzert schien ihm die Gelegenheit am günstigsten. Einigermassen zufrieden mit sich und seiner Idee, kaufte er eine Karte. Die Woche, die es noch dauerte, bis Yoko Ono auftrat, zog sich in die Länge, die Tage und Stunden wurden zur Folter, seine Aufmerksamkeit im Geschäft liess zu wünschen übrig. Wegen eines Fehlers, der ihm unterlaufen war, musste er zum Chef.

Was ist denn mit Ihnen los, sagte der, fuhr unverblümt fort: Es ist in kurzer Zeit nicht die erste Fehlleistung, Herr Schnell, die Fehler häufen sich. Wenn das nicht aufhört, sofort, müssen wir die Konsequenzen ziehen.

Er versprach verdattert Besserung, murmelte etwas von Yoko Ono.

Was sagen Sie da? wollte der Chef wissen. Ach, nichts von Belang.

Aha, sagte der Chef, Sie scheinen ja ganz durcheinander zu sein, wahrscheinlich steckt eine Frauenbekanntschaft hinter ihrer Zerstretheit.

Mag sein, entfuhr es ihm.

An Ihrer Stelle würde ich jetzt gehen, Sie machen alles nur noch schlimmer.

Trotz der scharfen Rüge vermochte er sich nicht zu konzentrieren, sein Bemühen war vergebens. Die Kündigung folgte am Tag des Konzerts. Wie froh war er, seine Misere wenigstens für ein paar Stunden vergessen zu können.

Da hörte er im Radio, dass das Konzert kurzfristig abgesagt werden musste wegen einer dringenden anderweitigen Verpflichtung von Yoko Ono.

Und wieder setzte er sich hin, schrieb dem Veranstalter einen Brief, einen bitterbösen. Das sei eine schlampige Organisation, so etwas habe man zum voraus gewusst, er glaube eher an eine faule Ausrede.

Der Veranstalter drohte mit einer Klage.

Doch vorher ereignete sich das, was ihn endgültig abstempelte, sein Leben grundlegend veränderte.

Betrübt über das abgesagte Konzert und die geplatzte Begegnung mit Yoko Ono ging er durch die Stadt; vor einem Hotel sah er eine Menge Leute, darunter Journalisten und Fernsehreporter. Er blieb stehen, fragte jemanden, der ebenfalls zu warten schien, was los sei. Yoko Ono reist ab, sagte der Mann, sie muss in wenigen Minuten herauskommen.

Mutig, fast rücksichtslos, muss er heute zugeben, drängte er nach vorn, bis er von Polizisten aufgehalten wurde. Geduldig hararte er aus. Endlich, nach etwa einer Stunde, trat sie aus dem Hotel: klein, zierlich, mit einer grossen Sonnenbrille.

Yoko, Yoko, schrie er, lauter und lauter, vergass sich, wollte sich ihr entgegenstürzen, spürte einen Widerstand; mit letzter Kraft boxte er sich frei, rannte zum Auto, in das Yoko Ono einzusteigen im Begriff war. Ein wuchtiger Schlag auf den Schädel liess ihn ohnmächtig zu Boden sinken.

Erst im Krankenhaus, in einem Zimmer, dessen Fenster vergittert war und dessen Tür innen keine Klinke hatte, wachte er auf.

Er hatte einen Schädelbruch.

Als er nach Wochen wieder einigermassen beieinander war, wurde er gleich verhaftet und eingesperrt. Wegen Tötlichkeit gegen die Staatsgewalt und Randaliererei.

Und was ist mit dem Schlag auf den Kopf, sagte er, den wird mir die Polizei verpasst haben.

Das wurde natürlich geleugnet. Den Schädelbruch habe er sich durch einen selbstverschuldeten Sturz beim Vordringen zugezogen. So hiess das in Amtsdeutsch. Die Krankenhausrechnung musste er selbst bezahlen.

Er wurde verurteilt. Dem Staatsanwalt war er aus den Gerichtsakten bekannt, die eingezogenen Erkundigungen bei Nachbarn ergaben auch nichts Erfreuliches – er huldige einem seltsamen Hobby, sei abweisend und nicht hilfsbereit; vom Geschäft, wo er gearbeitet hatte, durfte er ebensowenig eine günstige Antwort erwarten. Drei Monate unbedingt und Übernahme sämtlicher Kosten, lautete das Urteil.

Seither hofft er vergebens auf eine Rehabilitierung. Sein ganzes Geld, immerhin ein kleines geerbtes Vermögen, ist inzwischen draufgegangen mit Anwaltshonoraren und Gebühren. Wie er seinen Lebensunterhalt weiter bestreiten soll, ist ihm nicht klar. Und wo fände er noch Arbeit, mit seinem jetzigen Leumund?